

Christian Friedrich Seybold

Professor der Orientalistik, 1859–1921

Gelehrtenexistenz ist in Deutschland seit jeher bürgerlicher, auch nüchterner gewesen als in den Nachbarländern. Stärker als dort, stärker als in Frankreich etwa, hat sich wissenschaftliche Arbeit in Deutschland in der „Provinz“ abgepielt. Deutschland ist ja erst spät und dann nur für kurze Zeit von einer zentralen Hauptstadt aus regiert worden. In Göttingen, in Heidelberg, in Tübingen herrschten sparsamer Sinn und Genügsamkeit; die Schwaben haben ihn im Umgang mit ihren Universitäten bis heute nicht abgelegt. Biographien von Wissenschaftlern erhalten damit, solange sie nur die äußeren Lebensumstände nachzeichnen, bald etwas Stereotypes; von Geradheit ist meist die Rede, von Fleiß und Pflichterfüllung oder, je nach Temperament, von Biederkeit und ins Philiströse gehender Pedanterie. Lebensbeschreibung schreitet nach Ereignis; aber was sich bei einem Gelehrten ereignet, ist zu privat und wohl auch zu unwichtig, um sich zur Aufzeichnung zu eignen. Weltläufigkeit mag sich aus gelehrter Arbeit ergeben; aber sie ist gefährlich und zumindest nicht charakteristisch. Scharfblick und Enge gehen häufig zusammen; Produktivität zumindest, manchmal auch Kreativität bedürfen der Gleichförmigkeit.

Christian Friedrich Seybold, während knapp dreier Jahrzehnte Orientalist in Tübingen, bildet da keine Ausnahme. Über die eigentlich wichtige Zeit seines Lebens ist kaum etwas zu berichten, das außerhalb seines Faches Beachtung verdiente. Aber das Fach selber hatte seit jeher einen gewissen exotischen Reiz, in Deutschland zumal, wo man seiner aktuellen Bedeutung erst jetzt, und meist mit leichtem Entsetzen, gewahrt wird. Allerdings würde auch dies nicht ausreichen, das Interesse an einem seiner spezifischen Vertreter wachzuhalten; Orientalisten, sogar solche, die gemeindeutsches Niveau erreichten (und vielleicht ab und zu darüber hinauskamen), hat es in Schwaben immer gegeben. Was Seybold der Aufnahme in die „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“ würdig werden läßt, ist vielmehr das Faktum, daß sein eigenes Leben für kurze Zeit exotische Züge gewann. Fünf Jahre lang war er Privatlehrer von Dom Pedro II., jenem „Kaiser“ von Brasilien, der 1831 als unmündiger Knabe auf den Thron gelangte und mehr als ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1889, außer Landes gehen mußte.

Wir sind geneigt, diesen Herrscher als operettenhafte Erscheinung abzutun – weil Symbolfiguren uns ohnehin nichts mehr bedeuten, in diesem Fall aber auch, weil uns der Kaisertitel unangemessen erscheint oder ganz einfach,

weil wir nichts über die Geschichte Brasiliens wissen. In der Tat mag sich Dom Pedros Sturz schon darin vorbereitet haben, daß er lange Zeit selber regiert wurde, bevor er zu regieren begann. Er stammte aus der Dynastie der Bragança; das portugiesische Königshaus war während der napoleonischen Besetzung nach Brasilien ins Exil gegangen und eigentlich nur ungern wieder aus der tropischen Großzügigkeit der Kolonie ins Mutterland zurückgekehrt. Der Vater, Pedro I., als Regent in Brasilien zurückgeblieben und mit den liberalen Tendenzen Lissabons nicht einverstanden, hatte 1822 das Land für unabhängig erklärt. Als er 1831 zugunsten seines Sohnes abdankte und nach Portugal zurückging, war dieser gerade fünf Jahre alt. Zwar hatte er dann fast sechs Jahrzehnte Zeit, seine Würde zu festigen und die Zügel straffer zu ziehen (gar nicht so viel weniger als seinerzeit Ludwig XIV. von Frankreich); aber die Zeichen der Zeit standen nicht mehr auf Gottesgnadentum, und das Land hatte wohl auch viel zu wenig Tradition, um dem zufälligen Kaisertum mehr als opportunistischen Respekt entgegenzubringen. Als die reichen Plantagenbesitzer, verbittert durch die Aufhebung der Sklaverei und die damit verbundene Verunsicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz, 1889 den Aufstand wagten, vollzog sich der Machtwechsel fast geräuschlos; der Kaiser weilte gerade im Ausland, und seine Frau, die während seiner Abwesenheit die Geschäfte geführt hatte, wurde ihm hinterhergeschickt. Er war kein Despot gewesen und offenbar ohne jeden Machtinstinkt; er tritt uns gegenüber als eine Art verhinderter Gelehrter – eben das macht ihn in unserem Zusammenhang interessant. Nur der Historiker wird entscheiden können, ob er Gelehrter wurde, weil ihm die Macht versagt blieb, oder ob er die Macht verlor, weil ihm die Wissenschaft lieber war. Jedenfalls aber waren seine wissenschaftlichen Interessen der Grund dafür, daß er Seybold bei sich anstellte.

Diese wissenschaftlichen Interessen hatten einen Zug ins Enzyklopädische. Dom Pedro hatte Freude an naturwissenschaftlichen Experimenten; er kümmerte sich um Geschichte und Geographie seines Landes, und er verstand offenbar auch etwas von Nationalökonomie. Mit zunehmendem Alter aber gingen seine Neigungen vor allem ins Literarische und Sprachliche. Vom Rigveda war er ebenso fasziniert wie vom Alten Testament und von 1001 Nacht, und er wollte diese Werke allesamt in ihrer Ursprache lesen. Man mag vermuten, daß er sich dabei etwas übernahm; im „Hauptberuf“ war er ja eigentlich immer noch Kaiser, und selbst in der Wissenschaft lag ihm am Reisen und an der gebildeten Korrespondenz ebensoviel wie am geduldigen Lernen. Er hat Kongressen beigewohnt und Heinrich | Schliemann bei seinen Ausgrabungen in Mykene besucht; er tauschte Briefe mit Pasteur, mit Victor Hugo, mit Alexandre Dumas und mit dem Grafen Gobineau, der einmal drei Jahre lang die Dritte Republik als Gesandter in Rio de Janeiro vertreten hat. 1876 war er in Bayreuth, um die

Uraufführung des „Rings“ bei der Eröffnung des neuen Festspielhauses mitzuerleben, und hernach Gast im Hause Wahnfried. In einem Eisenbahnabteil hatte er ein Gespräch mit Wagners Intimfeind Friedrich Nietzsche. Sein Verhältnis zur Wissenschaft war das eines hochgebildeten Dilettanten und eines Mäzens; er achtete die Gelehrten und bedurfte ihrer zur eigenen Selbstachtung. Er hielt sich Hauslehrer; aber er ließ ihnen viel Freiheit. Seybold hat offenbar genug Muße zur eigenen Arbeit gehabt.

Zwar war diese durch seine Umgebung bestimmt, zum Teil wohl auch von dem Kaiser selber diktiert oder zumindest nahegelegt. Seybold beschäftigte sich mit Camões, vor allem den geographischen Vorstellungen, die sich in dessen „Lusiaden“ niederschlugen; er las jene portugiesischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, die über die Entdeckung des Seeweges nach Indien und die portugiesischen Besitzungen dort berichtet hatten, und zwischen 1890 und 1893 gab er drei ältere Werke über eine Indianersprache, das Guarani, heraus. Verfaßt waren diese Bücher von Jesuiten, die zum Zwecke der Mission sich mit dem Idiom ihrer Zöglinge beschäftigt hatten: von dem Pater Antonio Ruiz de Montoya (1583–1652) und einem jüngeren Mitbruder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, Pablo Restivo. Die kurz gefaßte „Brevis Linguae Guarani Grammatica“ des letzteren, die Seybold als erste im Druck erscheinen ließ (in Stuttgart übrigens), widmete er seinem Gönner, „patriae suae semper amatissimo“, und er gebrauchte die Formulierung gewiß ehrlich, ohne jene Ironie, die sie zur Zeit des Erscheinens im Jahre 1890, ein Jahr nach dem Putsch in Brasilien, erhielt. Die einzig bekannte Handschrift des Werkes stammte aus der Privatbibliothek des Kaisers, und das Exemplar des Drucks, welches die Tübinger Universitätsbibliothek besitzt, ist von Dom Pedro gestiftet; Seybold selber hat später offenbar den entsprechenden Vermerk veranlaßt. Die indianischen Ureinwohner Brasiliens, welche Guarani gesprochen hatten, die Tupi, hatten schon früh in Europa Interesse gefunden. Man erinnere sich an das Gespräch, das Michel de Montaigne (1533–1592) nicht allzu lange, nachdem die Portugiesen das Land entdeckt hatten, in Rouen mit einem dieser unbekanntenen Wesen führte; er berichtet davon in seinen „Essais“. Zur Zeit Dom Pedros allerdings waren sie längst auf einige unbedeutende Randgruppen reduziert; wenn man sich mit ihrer Sprache und Kultur beschäftigte, so nicht mehr aus praktischen Gründen wie in den Tagen der Jesuitenmission. Vielmehr sah man sie – und wohl gerade wegen ihrer Bedeutungslosigkeit – in einem romantischen Licht, in welchem erwachendes brasilianisches | Nationalgefühl sich manifestierte. Wir erkennen es daran, daß den wissenschaftlichen Bemühungen in diesem Bereich (sie spielten sich vor allem in dem 1838 von Dom Pedro gegründeten Brasilianischen Historischen und Geographischen Institut ab) im Jahre 1870 auch die Oper zur Seite trat, als nämlich Carlos Gomes „O Guarany“ auf die

Bühne brachte. Für Seybold blieb die Beschäftigung mit diesem Gebiet Episode; als er das letzte der drei Werke, ein Glossar, edierte, war Dom Pedro schon tot.

Seybold war der letzte in der Reihe der Sprachlehrer in Petropolis, der kaiserlichen Residenz in Rio de Janeiro. Zwei andere waren ihm seit Anfang der siebziger Jahre in diesem Amte vorausgegangen. Aber auch sie waren Deutsche gewesen, ein „Magister“ aus Vilsen im Hannoverschen, schon etwas bei Jahren und bald in Brasilien verstorben, und ein Realschullehrer aus Darmstadt, der etwa zehn Jahre am Hofe verbrachte und dann aus gesundheitlichen Rücksichten in seine Heimat zurückkehrte. Seybold hatte im Grunde nur durch einen Zufall dessen Nachfolge angetreten. Er hatte, gerade 27 Jahre alt, dem Indologen Albrecht Weber in Berlin seine Aufwartung gemacht, um sich nach den Chancen für eine Habilitation umzusehen; dieser hatte, statt ihm Hoffnung auf eine Universitätskarriere zu machen, ihn auf das Angebot in der Neuen Welt hingewiesen. Weber war von Dom Pedro um Vermittlung gebeten worden; der Kaiser legte offenbar Wert darauf, wieder einen Deutschen zu erhalten. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Dom Pedro Französisch – und natürlich Portugiesisch – viel besser sprach als Deutsch; er scheint sich von einem deutschen Orientalisten besonders viel versprochen zu haben. In der Tat mochten Deutsche von ihrer Ausbildung her seinen Wünschen am besten entgegenkommen; denn in Deutschland hatten sich innerhalb der „Kunde des Morgenlandes“ Indologie und Semitische Sprachwissenschaft (mitsamt der Erforschung des Alten Testaments) noch nicht ganz voneinander getrennt, und man konnte am ehesten hoffen, einen jungen Gelehrten zu finden, der sowohl im Sanskrit als auch im Hebräischen und Arabischen zu Hause war und zudem noch einige europäische Sprachen verstand. Breite ist lange Zeit das Ideal des deutschen Orientalisten gewesen; erst vor kurzem ist auch in dieser Disziplin das Facharbeitertum eingekehrt.

Breit ausgebildet aber war Seybold in der Tat. Schon im evangelischen Seminar in Maulbronn hatte er neben Latein und Griechisch Hebräisch gelernt, dazu, sicherlich nur in den Anfangsgründen, Aramäisch und Arabisch, Koptisch, Neupersisch, Italienisch und Englisch. Unter diesen Sprachen bezeugt vor allem das Englische seine ungewöhnlichen Interessen; die Sprache war im Bildungskanon des damaligen Bürgertums noch recht wenig angesehen. Hebräisch dagegen war im Grunde selbstverständlich; | denn Seybold stammte
420 aus recht einfachen Verhältnissen und war von seinen Eltern für den Pfarrberuf ausersehen. Theologie war damals die einzige – oder zumindest die nächstliegende – intellektuelle Beschäftigung, in der man sich sprachliche Hochbegabung sinnvoll ausgenutzt vorstellen konnte. Er war am Dreikönigstag 1859 in Waiblingen als Sohn des Küfermeisters Daniel Seybold und dessen Frau

Katharina geb. Böhringer geboren. Neben drei älteren Schwestern blieb er der einzige Junge; da sein Vater zur wirtschaftlichen Absicherung seines Handwerks noch eine kleine Landwirtschaft führte, mußte er recht bald auf dem Feld mit anpacken. Dennoch faßten seine Eltern den Gedanken, ihn im nahegelegenen Schorndorf zum Landexamen vorbereiten zu lassen. Zwar verloren sie damit eine Arbeitskraft und mußten zudem das Kostgeld für die auswärtige Unterbringung dreingeben; aber nur über das Landexamen konnte man in den Genuß einer freien Ausbildung in einem der kirchlichen Internate gelangen und sich schließlich den Weg in die Universität öffnen. Die Landeskirche gewann auf diese Weise einen Großteil ihres theologischen Nachwuchses, und nebenbei schuf sie eine bemerkenswert unelitäre Institution, aus der, durch die zahlreichen „Abspringer“, auch andere akademische Berufe Nutzen zogen. Der Preis, den man zahlte, war Leistung. Die Anforderungen zum Landexamen waren hart, zumal in Latein, und sie wurden durch den Lehrer, den Seybold erhielt, nicht gerade leichter gemacht: der Präzeptor Bauer, später Rektor in Göppingen, hatte eine etwas skurrile Art, Paukertum mit geschickter Seelenführung zu verbinden. Hermann Hesse, der nachher gleichfalls durch seine Hände gegangen ist, hat ihm in seinen „Gedenkblättern“ offene Anerkennung gezollt. Nun hatte Bauer damals, als Hesse ihm anvertraut wurde, die natürliche Würde des Alters; er beeindruckte den dreizehnjährigen Jungen durch seinen großväterlich geschnittenen Rock und seine gravitatische, unermüdlich qualmende Pfeife. Seybold, der zwei Jahrzehnte früher zu ihm gegeben wurde, mag ihn eher als jenen „Prügelpädagogen“ erlebt haben, als der er auch zu Hesses Zeiten bei manchen noch galt. Aber Seybold war ja auch nicht ein so schwieriger Schüler wie Hesse: er bestand das Landexamen als Zweitbesten und hatte sich so eine Freistelle im Seminar Maulbronn verdient. Die nächste Hürde, den Wettbewerb der württembergischen Seminaristen in Blaubeuren, nahm er sogar als Erster; der Weg zum Tübinger Stift lag damit, als er gerade sein achtzehntes Jahr vollendet hatte, offen vor ihm.

Das Studium muß ihn mit einer Menge Theologie vertraut gemacht haben. Aber es brachte auch weitere Sprachen: Syrisch, Armenisch, Sanskrit, und vor allem die Wissenschaften, ohne welche diese Sprachen nur totes Renommiergut gewesen wären: Indologie und Orientalistik. Bezeichnend ist, daß wir von seinen theologischen Lehrern nichts hören, während er den Orientalisten zeit seines Lebens Verehrung bewahrt hat. Theologie erfuhr er offenbar in erster Linie als Ausbildung; die Orientalistik dagegen entsprach seiner Neigung. Das Fach war damals in Tübingen in der Tat gut vertreten. In der Arabistik unterrichtete Albrecht Socin, in der Indologie der bedeutende Rudolph von Roth, der mit dem bereits genannten Albrecht Weber und einigen anderen das bis heute einmalige Petersburger Sanskritwörterbuch schuf, und in

der Alten Geschichte der früh verstorbene Alfred von Gutschmid, der damals gerade an seiner „Geschichte Irans und seiner Nachbarländer“ arbeitete. Bereits nach sechs Semestern hatte Seybold Gelegenheit, eine Preisfrage der Philosophischen Fakultät über die Fremdwörter im Koran zu lösen; zwei Jahre später, 1883, legte er diese Arbeit als Dissertation vor. Er bestand mit dem höchsten Prädikat. Die erste theologische Dienstprüfung folgte gleich hinterher; aber sie war, im Gegensatz zur Promotion, ein ungeliebter Erfolg, logischer Abschluß eines Brotstudiums, aber nicht mehr. Nicht daß Seybold den religiösen Gehalten fremd gegenübergestanden hätte; er war keine Rebellennatur, und aus seinen Selbstzeugnissen spricht viel genuine und traditionsgebundene Gläubigkeit. Aber er hoffte, „den Platz zu gewinnen, der“ ihm „bestimmt“ war, „um zu Gottes Ehre auch etwas Rechtes zu leisten“, und zu dem er „von selbst aus innerem Trieb und wohl nach Gottes Rat und Plan gedrängt“ wurde, obgleich dort seine „Zukunft nicht so eben“ war „wie die des gewöhnlichen Theologen“. So formulierte er in einem Brief an die Mutter, die ihren Sohn gern als Pfarrer gesehen hätte, und es war vielleicht nicht nur die Sprache der Zeit, sondern auch der Anlaß, die das leicht überhöhte Vokabular bestimmten.

Irdischere Instanzen gaben den so geäußerten Hoffnungen Auftrieb. Seybold konnte mit staatlicher Unterstützung eine fünfmonatige Reise nach Spanien unternehmen. Es war nicht das erste Mal, daß er Schwaben verließ; als Student hatte er in den Ferien einmal eine Fußtour nach Rom gemacht. Aber jetzt ging es doch um ernstere Dinge: er wollte in der Bibliothek des Escorial arabische Handschriften untersuchen. Das hat ihn nicht davon abgehalten, bis nach Andalusien hinunter zu fahren und den Sprung nach Tanger hinüber zu tun; von der Alhambra hat er zeit seines Lebens geschwärmt. Das Handexemplar seiner Antrittsvorlesung, in der er die „Araber in Spanien“ behandelte, ist mit dem Wahlspruch der letzten Grenadiner Dynastie geschmückt: „wa-lā ghāliba illā Allāh“, von ihm mit „non est victor nisi Deus altissimus“ übersetzt. An der spanischen Wirklichkeit seiner eigenen Zeit hat ihn dagegen Einiges irritiert. Er entsetzte sich über die Unbildung und das Elend der Bevölkerung, und er fühlte sich abgestoßen vom Stierkampf, jener „äußerst rohen und barbarischen Tier- (und Menschen-)Quälerei, welche nur einem heruntergekommenen Volk | gefallen kann“. Er war offensichtlich froh, auf die Dauer wieder protestantische Luft atmen zu können und sein „liebes Württemberg“ wiederzusehen.

422

Dieses allerdings präsentierte sich ihm erneut als Heimstätte von Theologenseminaren. Ein junger Wissenschaftler brauchte, solange er nicht aus vermögenden Kreisen kam, einen Brotberuf; der Staat kümmerte sich nicht um den Nachwuchs an den Universitäten, und kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, dies zu verlangen. So ist Seybold kurze Zeit, zwischen 1883 und

1884, Repetent in Heilbronn und dann zwei Jahre, bis 1886, Repetent in Maulbronn gewesen. Er hat dort auch wissenschaftlich gearbeitet, wohl vor allem nachts. 1885 rezensiert er die Edition eines zu Beginn der Neuzeit entstandenen arabisch-spanischen Wörterbuchs, des „Vocabulista aravigo en letra castellana“ aus der Feder des Pedro de Alcalá, 1505 in Granada gedruckt; sein Stil ist damals an bewundernden Superlativen noch ebenso reich wie der eines heutigen Rezensenten im gleichen Alter an Kritik. 1886 edierte er dann selber einen Text, den er seinerzeit im Escorial abgeschrieben hatte: eine gedrängte arabische Grammatik, die im 12. Jahrhundert in Bagdad verfaßt worden war. Schon sein Lehrer Socin hatte davon eine Handschrift besessen, und er brachte seinem Schüler soviel Vertrauen entgegen, daß dieser sie auf seine Reise hatte mitnehmen können. Unterwegs, in Paris, hatte der damals sehr angesehene Arabist Hartwig Derenbourg, der die Handschriften des Escorial wie niemand sonst kannte, ihn auf weitere Textzeugen aufmerksam gemacht. Einen kritischen Apparat besitzt Seybolds Ausgabe dennoch nicht; man merkt noch den Anfänger, einen Anfänger zudem, der nicht allzu viel Zeit hatte. Gleichzeitig mit dieser ersten größeren Arbeit hat er sich mit einem Beitrag über „Die arabische Sprache in den romanischen Ländern“ an Gräbers „Grundriß der romanischen Philologie“ beteiligt. Junge Orientalisten sind seit jeher darauf angewiesen gewesen, über ihr Fach hinaus bekannt zu werden.

Wir gehen wohl kaum fehl in der Annahme, daß Seybold sich damit für eine Habilitation empfehlen wollte; an etwas anderes konnte ein junger Gelehrter kaum denken. Welche Schwierigkeiten sich da aufboten, können wir daraus erschließen, daß er sich schließlich an Albrecht Weber wandte – einen Indologen und nicht Arabisten, in Berlin und nicht in Tübingen. Auch den berühmtesten deutschen Arabisten der damaligen Zeit, Heinrich Leberecht Fleischer, dessen „Briefe an einen schwäbischen Landsmann“ er Jahrzehnte später herausgab, hat er in Leipzig gesehen, aber nur kurz und ohne ein für ihn greifbares Ergebnis zu erreichen. Es kam dann ja alles ganz anders: ein Jahr später war er „auxiliaire littéraire“ Dom Pedros in Rio de Janeiro und fuhr in der kaiserlichen Karosse zum Unterricht, „durch die langen, freilich schlecht gepflasterten Straßen“, „mit zwei Lakaien auf dem Bock“, zudem in Frack und Zylinder gekleidet – sicherlich etwas unbequem | und heiß für die dortigen Verhältnisse, aber dem Geschmack der Zeit und der ostentativen Europäisierung in Lateinamerika durchaus entsprechend. Der Kaiser war zuckerkrank und litt zudem an einer Sumpffieberinfektion, die Anfang 1887 zum Ausbruch kam. Er reiste darum sehr viel, mehr als er es ohnehin wohl schon getan hätte – aus gesundheitlichen Gründen eben und nicht nur weil der gesellschaftliche Stil es so wollte oder weil man so am ehesten interessante Leute traf. Allerdings reiste er an die Orte, wo man dies alles am ehesten miteinander vereinen konnte: nach

Cannes, nach Aix-les-Bains, nach Baden-Baden. Das tägliche Studium sollte darunter nicht leiden; von der Weltliteratur nahm Dom Pedro keinen Urlaub. Der „auxiliaire littéraire“ mußte also mit, und er wird es nicht ungern getan haben. Seybold sammelte weiter Sprachen, und zum ersten Mal tat er es nun aus praktischer Notwendigkeit. Portugiesisch war natürlich unerlässlich, aber auch Englisch und Russisch, zur Konversation mit der vornehmen Welt. Zum Glück hatte er schon von Maulbronn aus, noch ehe er an Petropolis dachte, eine Wanderung nach Lausanne gemacht, um sein Französisch zu vervollkommen. Heilsamer Zwang und glückliche Begabung führten auf diese Weise zu einer für einen Orientalisten ungewöhnlichen Gewandtheit des fremdsprachlichen Ausdrucks. Nicht selten – und bis heute – sind die Vertreter dieses Fachs glänzende Theoretiker, deren sprachliche Kompetenz jedoch in Gestammel endet, wenn sie sich in der Konversation verwirklichen soll. Der bürgerliche Kaiser, der lieber im Gehrock auftrat als in der standesüblichen Uniform, hat dem kleinstädtischen Gelehrten zu einer gewissen Weltläufigkeit verholfen.

Diese Weltläufigkeit kam ihm auch in seinem eigenen Bereich, der wissenschaftlichen Arbeit, zugute. Er gewann Kontakte zu Kollegen in aller Welt. Von Aix-les-Bains aus reiste Dom Pedro nach Interlaken, um dort sich mit dem Indologen Max Müller (1823–1900) zu treffen, der im benachbarten Grindelwald seine Ferien verbrachte; der bekannte Gelehrte erinnerte sich später, daß ein junger Deutscher den Monarchen begleitete, um ihn in Sanskrit und Hebräisch zu unterrichten. Auch nach Italien war man gefahren und hatte u. a. Pompeji besucht. Selber hatte Seybold sich von Cannes nach Turin begeben, um das dortige ägyptologische Museum zu besichtigen. Höhepunkt dieser wissenschaftlichen Bildungserlebnisse war der Besuch des Orientalistenkongresses in Stockholm im Jahre 1889. Auch hierhin reiste Seybold, allerdings wieder allein; der Kaiser hatte ihn als seinen Stellvertreter entsandt und ihm dazu fast ein halbes Jahr Urlaub gewährt. Internationale Kongresse waren damals in der Orientalistik noch eine ziemlich junge Erscheinung; 1873 hatte man sich zum ersten Mal in Leiden getroffen. Sie hatten – und haben bis heute – mit den Badefreuden manches gemeinsam; auch hier verbanden sich gesellschaftliches Ereignis | und ungefragt bejahte Nützlichkeit in kaum zu trennender Einheit. Wer dorthin fuhr, war entweder bereits arriviert oder von Geburt aus begütert; Reisebeihilfen der heute üblichen Art gab es damals ja kaum. Leute in Seybolds Alter dürfte man darum nur wenig dort gesehen haben. Der Schirmherr des Kongresses, König Oskar II. von Schweden, war in ähnlicher Weise der Wissenschaft zugetan wie Dom Pedro; er hat damals den beiden Größten des Fachs, Theodor Nöldeke und Ignaz Goldziher, eine goldene Preismedaille überreicht und damit zumindest dem letzteren von beiden, dessen Tagebuch wir besitzen, lebenslange Bewunderung abgenötigt. Seybold verließ Stockholm gleichfalls

mit einer Auszeichnung; er war zum Ritter des Ordens vom Hl. Olaf ernannt worden. Dom Pedro hat ihn mit diesem Schmuck im Jahr darauf in Cannes malen lassen.

Die Rückkehr nach Brasilien vollzog sich auf Umwegen und ist letztlich nie zu Ende gekommen. Seybold begleitete einen brasilianischen Staatsrat, über dessen Mission – wenn er denn eine solche hatte – wir nichts wissen, nach Rußland. Er besuchte Petersburg, Kiew und Moskau und gelangte über die Krim, die ihm als Orientalisten vor allem als Schauplatz russisch-osmanischer Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte interessant war, nach Istanbul. Dort wurde er Zeuge eines jener Brände, die mit nahezu periodischer Regelmäßigkeit die Holzhäuser ganzer Stadtviertel vernichteten. Auch Athen und das benachbarte Eleusis sah er nun zum ersten Mal, und anscheinend haben diese Orte ihn, der noch ganz im Geiste des Humanismus erzogen war, trotz aller Provinzialität stärker berührt als die Metropole des Osmanenreiches. Kairo lag gleichfalls auf dem Weg; von dort hat er vor allem die Nilüberschwemmung im Gedächtnis behalten. Aber tiefer ergriffen wurde er auch auf der arabischen Seite des Mittelmeeres von einem Platz, der seiner eigenen Welt näherstand: von Jerusalem, das damals, in einer Zeit, die von der Balfour Declaration (1917) und der daraus folgenden grausamen Verwandlung einer „nationalen Heimstätte“ in einen selbständigen Staat auf dem Boden Palästinas noch nichts wußte, in einem Europäer noch ungetrübte religiöse Assoziationen auslöste. In Italien erreichte ihn dann die Nachricht von dem Umsturz, der sich in Brasilien ereignet hatte; das Zwischenspiel in Petropolis war zu Ende.

Nicht allerdings seine Tätigkeit als Sprachlehrer. Seybold war einer der wenigen, die auch im Exil Dom Pedro begleiteten. Nach dem Verlust der Macht war dem Kaiser nur noch die Wissenschaft geblieben. Aber das Verhältnis zu seinem jugendlichen Ratgeber „in orientibus“ hatte offenbar einen viel herzlicheren und persönlicheren Charakter angenommen, als man dies in jenem von Standesunterschieden noch stark geprägten Milieu hätte erwarten sollen. Als Dom Pedro seinen Sprachlehrer im neuerworbenen schwedisch-norwegischen Ordensschmuck malen ließ, verehrte er ihm auch | ein Bild von sich selber; zahlreiche Bücher aus Seybolds Besitz waren von dem Kaiser „seinem jungen Freunde“ dediziert. Man hielt sich weiter vor allem in Frankreich auf. Kuren in Cannes, in Vichy und in Baden-Baden wurden von Besuchen in Paris abgelöst, wo Dom Pedro seit langem Beziehungen zu Mitgliedern der Akademie besaß. In Paris ist er dann Ende 1891 recht überraschend gestorben. Fünf Jahre war Seybold in seinen Diensten gewesen, unersetzliche Jahre, was seine Welterfahrung anging, unersetzlich allerdings auch, unter anderem Aspekt, für seine wissenschaftliche Karriere. Er war jetzt 32 Jahre alt und nicht habilitiert. Gewiß hatte er viel gearbeitet, aber doch nur, soweit ihm die Reisen bei seiner Sprachlehrer-

tätigkeit Zeit dazu gelassen hatten. Die Unstetigkeit des fürstlichen Lebensstils war vermutlich nicht ganz ohne Faszination für ihn gewesen; denn noch einmal begab er sich nun auf eine Reise, diesmal als Begleiter eines Enkels des Kaisers: nach Italien und Sizilien, nach Griechenland bis in den Balkan. In Rumänien hat er damals, wie er auch später noch gern erzählte, sich mit Carmen Sylva unterhalten können, der Frau König Carols I., die unter diesem Pseudonym als Dichterin hervorgetreten war. Aber so interessant und verlockend dies alles sein mochte, so erkennen wir daraus doch auch, wie unklar ihm seine Zukunft war. Verbindungen zum Ausland hatte er vermutlich mehr als jeder andere junge deutsche Wissenschaftler. Aber zu einem konkreten Angebot reichten sie nicht aus; zu Hause war er doch nur in Deutschland. Er hat sich, wenn die Familienüberlieferung nicht trügt, einmal nach Oxford aufgemacht, um sich bei Max Müller Rat zu holen, vielleicht auch weil dieser versprochen hatte, etwas für ihn zu tun; aber die Choleraepidemie in Hamburg (im Jahre 1892), die das Schiff am Auslaufen hinderte, schien ihm Fingerzeig genug, das Unternehmen aufzugeben. So fand er sich schließlich wieder in Tübingen.

Dort brauchte man an sich einen Orientalisten. Seybolds Lehrer Socin war 1890 einem Ruf nach Leipzig gefolgt. Aber Socins Nachfolge anzutreten, daran kann Seybold, unhabilitiert und den Tübingern seit Jahren ebenso aus den Augen wie aus dem Sinn, in seinen kühnsten Träumen nicht gedacht haben; aufgrund der wissenschaftlichen Arbeiten, die er bis dahin veröffentlicht hatte, konnte er nur schwerlich den Vergleich mit anderen seines Fachs aushalten. In der Tat hat man zuerst einmal jemanden von außerhalb berufen: Friedrich Hommel (1854–1936), damals noch Extraordinarius in München. Glücklicherweise lehnte er ab – „extra Bavariam nulla salus“, schon damals.

426 Für drei Semester vertrat daneben Eberhard Nestle (1851–1913) das Fach, damals Gymnasialprofessor und der Nachwelt als Herausgeber des griechischen Neuen Testaments bekannt; ihm war zur Auflage gemacht worden, Orientalistik unter Konzentration auf die althergebrachte | *sacra philologia*, also unter besonderer Berücksichtigung der Bibel und ihrer Übersetzungen, zu betreiben. Hinter dieser merkwürdigen Einengung versteckt sich offenbar ein Richtungskampf innerhalb der Fakultät, und es war wohl ein Glück für die Zukunft der Disziplin in Tübingen, daß man letzten Endes dann doch bei Seybold blieb; er erhielt einen Lehrauftrag und damit die Möglichkeit, in der unterbrochenen Universitätskarriere wieder Fuß zu fassen. Die Orientalistik war mittlerweile der Rolle einer *ancilla theologiae*, in die man sie hier zum letzten Male gern noch einmal hineinversetzt hätte, endgültig entwachsen, und an Seybold wurden, trotz aller mangelnden akademischen Qualifikation, die verborgenen Dimensionen des Fachs doch deutlicher sichtbar als an seinem Konkurrenten. So konnte er sich 1893 habilitieren; 1897 erhielt er eine außer-

ordentliche und 1901 eine ordentliche Professur. Den aristokratisch abwechslungsreichen Wanderjahren war damit ein regelhafter und etwas provinzieller „Aufstieg am Ort“ gefolgt. Die Beförderung war zwar allem Anschein nach problemlos, aber wohl doch nicht unbeschwerlich. Denn ein ordentliches Gehalt wird Seybold erst als ordentlicher Professor bezogen haben; mit der Habilitation erwarb er nur den Status eines Privatdozenten ohne weitere finanzielle Ansprüche, und die Vergütung des Lehrauftrags war mit 2.000,- Reichsmark auch ziemlich karg bemessen.

Man mag sich also fragen, wovon er denn in seinen ersten Tübinger Jahren gelebt hat. Nun war er nicht ganz mittellos. Dom Pedro hatte ihm in seinem Testament eine Jahresrente von 2.800 Mark ausgesetzt, und wahrscheinlich hatte Seybold auch einiges von dem großzügigen Gehalt zurückgelegt, das er in den Diensten des Kaisers erhalten hatte. Aber ebenso gewiß hat noch etwas anderes mitgeholfen: seine Heirat mit Berta Seline Küderli, der Tochter eines Seidefabrikanten aus Waiblingen, im Jahre 1893. Seine Frau, ein Nachbarkind des elterlichen Hauses, jedoch dreizehn Jahre jünger als er, hat durch ihre Mitgift einigen Wohlstand in den Haushalt eingebracht; der Vater, aus der Schweiz eingewandert, hatte während der Gründerjahre beträchtlichen Wohlstand erworben. Die junge Familie brauchte nicht zu darben; auch vor dem Erreichen des Ordinariats konnten drei Kinder aufgezogen werden. Kinder waren in deutschen Professorenhaushalten durchaus nichts Selbstverständliches, damals ebensowenig wie heute. Man lebte in den entscheidenden Jahren im allgemeinen in zu bedrängten Verhältnissen, und man fürchtete vielleicht auch zu sehr eine Störung der wissenschaftlichen Arbeit. Letzteres Argument hat allen Wandel zum Besseren überdauert; es ist auch heute noch zu hören, nur daß es jetzt meist von der Frau ausgesprochen wird, und nicht, wie zu Seybolds Zeiten, vom Mann. Seybold hat mit seiner Rückkehr nach Tübingen sein Leben in herkömmlicher Weise eingerichtet, und er besaß offenbar die Mittel, es zu | tun. Seine Bibliothek, bereits durch Dom Pedros Munifizienz über das übliche Maß hinaus gefördert, wuchs im Laufe der Jahre zu einer der größten im Privatbesitz eines deutschen Orientalisten; sie war bedeutend genug, um nach seinem Tode, in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, en bloc an die Kairiner Universität verkauft zu werden. Sein Haus entstand, wo Tübingen damals in die Wiesen an der Steinlach hineinstieß. Heute führt längst der innerstädtische Verkehr daran vorbei; aber es besticht immer noch durch seine bürgerliche Großräumigkeit.

427

Der breiteren Öffentlichkeit blieb sein Wirken so fern wie damals, als er in Brasilien weilte. Das Wissen, das Seybold besaß, spielte in der Allgemeinbildung des normalen deutschen Intellektuellen keine Rolle. Er hat gelegentlich Vorträge gehalten, und man hat ihnen, wie wir hören, mit Gewinn gelauscht,

wohl vor allem deswegen, weil er in der Gegend, in der er nun lebte, vielen anderen an Welterfahrung überlegen war. Aber Vorträge haben noch nie Breitenwirkung erzielt, wenn sie nicht auf einen schon bereiten Boden stießen. Und Seybolds Welt war die Welt des deutschen Humanismus, dem die Hellenen über alles gingen und der nicht selten deutsche „Kultur“ gegen die „Zivilisation“ der anderen auszuspielen versuchte. Zwar drang der Orient über die Politik in das Bewußtsein der Allgemeinheit hinein: mit der Marokkokrise etwa und mit der Militärhilfe für die Türkei, die dann in der „Waffenbrüderschaft“ des Ersten Weltkrieges endete. Aber das brachte keine Studenten – ebensowenig wie die Ölkrise heute. Das Fach war zu schwierig, wohl auch, wiederum ebenso wie heute, zu wenig auf Gegenwartsprobleme ausgerichtet. Seybolds Hörer kamen vor allem aus der Theologie, mit Interessen, die im Sprachlichen vom Hebräischen her bestimmt waren und im Sachlichen vermutlich bei Palästina ansetzten. Er kam ihnen mit seinem Vorlesungsprogramm entgegen; er hielt Übungen zur historischen Geographie des Heiligen Landes und lehrte neben Arabisch vor allem Biblisch-Aramäisch, Syrisch und Äthiopisch, auch Neupersisch und Türkisch. Die letzteren beiden Sprachen bildeten zusammen mit dem Arabischen die Grundlage zur Erforschung der islamischen Kultur. Dieser Aspekt allerdings, der heute stark im Vordergrund steht, spielte damals eine eher untergeordnete Rolle. Das Fach Islamkunde existierte noch nicht; es hat sich erst nach Seybolds Tode ganz von der Semitistik gelöst. Natürlich heißt dies nicht, daß er dem Islam kein Interesse entgegengebracht hätte; dazu hatte er zuviel von der islamischen Welt gesehen. Aber daß er diese aus sich heraus verstanden hätte, als Gegenentwurf etwa zu all dem Christlichen, das ihn umgab – dafür findet sich in der Tat kein Anzeichen. Er war ein gläubiger Protestant, und er war mehr Philologe als Kulturhistoriker.

428 Letzteres wird ganz deutlich in seinen Publikationen. Diese sind an sich zahlreicher, als es zuerst den Anschein hat. Aber sie sind stark dem Detail | verpflichtet, richten sich auf Realien, die von einer philologischen Perspektive her behandelt werden. Es wirkt bezeichnend, wie Seybold sich 1894 in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, dem maßgeblichen Publikationsorgan seines Fachs, zum ersten Mal nach seiner Seßhaftwerdung wieder vorstellte: mit einer Notiz von zwei Seiten zur historischen Geographie Indiens, in der er aus seiner Kenntnis des Arabischen heraus den Identifikationsvorschlag eines Kollegen weiter abstützte. So marginalienhaft dies allerdings schien, so sehr zeigte es doch auch, daß er, wie man es von dem „auxiliaire littéraire“ Dom Pedros erwarten sollte, Sanskrit und Arabisch gemeinsam anzuwenden verstand; und der Kollege war immerhin ein Ausländer, den er als „mein Freund“ bezeichnen konnte: (Marc) Aurel Stein, damals noch ein unbekannter Prinzipal am Oriental College in Lahore, der erst viel

später aufgrund seiner Entdeckungen in Zentralasien mit dem Titel Sir in die Wissenschaftsgeschichte einging. Beide hatten zusammen in Tübingen studiert und im gleichen Jahr promoviert, Stein mit einer indologischen Arbeit bei Rudolf von Roth im Alter von erst 21 Jahren, also jünger noch als Seybold. Letzterer fand auch in Zukunft Gefallen an Miszellen, in denen er zu Arbeiten anderer Stellung nahm; seine Beiträge, selber immer wieder durch nachgereichte „afterthoughts“ ergänzt, erinnern da manchmal an Leserbriefe. Man konnte in jener Zeit eben hoffen, innerhalb weniger Wochen in einer Zeitschrift zu Gehör zu kommen; heutzutage verbietet schon die über Jahre hinaus verzögerte Veröffentlichung jeden Gedankenaustausch dieser Art. Das hatte den Vorteil einer gewissen Unmittelbarkeit; es führte allerdings auch dazu, daß Dinge, die sich bei etwas Gelassenheit bequem hätten zusammenhängend sagen lassen, nun in Bruchstücken und mit jeweils neuem Anlauf dargeboten wurden.

Das soll gewiß nicht den Eindruck aufkommen lassen, als ob Seybold sich ganz – in des Wortes eigenster Bedeutung – „verzettelt“ habe. Er hat zahlreiche arabische Texte herausgegeben, in der ersten Zeit, zwischen 1894 und 1896, jedes Jahr einen, später dann, zwischen 1900 und 1912, in lockerer Folge mehrere weitere. Was ihn zur Bearbeitung reizte, waren vor allem Werke historischen und lexikographischen Inhalts. Dabei bewahrte er sich ein besonderes Interesse für Spanien, wie es durch die Reise nach seiner Promotion geweckt worden war und unter den deutschen Arabisten seither nur wenig Nachfolge gefunden hat. Zur Jahrhundertwende veröffentlichte er das in Spanien entstandene „Glossarium Latino-Arabicum“, ein Gegenstück zu dem „Vocabulista“ des Pedro de Alcalá, dessen Edition er seinerzeit, in den Anfängen seiner Laufbahn, so überschwänglich rezensiert hatte; er widmete sein Werk der Real Academiá de la Historia in Madrid, die ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte. Ein Jahrzehnt später gab er in der | „Revista del Centro de Estudios Históricos de Granada y su reino“ einen kurzen Abriß der arabischen Geschichte Spaniens aus der Feder eines islamischen Theologen heraus; der Text ist erst vor einigen Jahren erneut nachgedruckt worden. In derselben Zeitschrift begann er eine Serie kurzer Artikel, in denen er mit Scharfsinn und Belesenheit umstrittene oder allzu schnell entschiedene Probleme der historischen Geographie einer Lösung entgegenführte. Wie so viele andere, fand er Freude an der Lokalisierung von Schlachtfeldern; zu Zallāqa hat er sich geäußert, wo im Jahre 1086 die Almoraviden Alfons VI. von Kastilien besiegten, und zu Alarcos, wo 1195 deren Nachfolger, die Almohaden, den Vormarsch Alfons VIII. noch einmal aufhielten. Die arabische Epoche, so hatte er in seiner Antrittsvorlesung gesagt, sei die „glücklichste, schönste und glänzendste Periode“ der spanischen Geschichte gewesen; der Islam habe sich hier als eine Religion „männlicher Kraft und ernster Arbeit“ erwiesen, die „ein Träger des Fortschritts und der Kultur sein kann“. Zwar hatte

Seybold das Wort „kann“ sperren lassen und die Moderne von diesem positiven Urteil ausdrücklich ausgenommen; aber er hatte sich damit doch gegen stereotype Vorstellungen gewandt, die sich bis heute nicht gewandelt haben.

Daneben brachte er andere Dinge heraus: einen Traktat über den muslimischen Kalender z. B., zwei Spezialwörterbücher über Lebewesen, die mit dem für das Arabische so charakteristischen Patronym bezeichnet werden (der „Vater der kleinen Festung“ z. B. als Reverenz gegenüber dem Fuchs oder „Vater des Entsetzens“ als Name für die Sphinx), und schließlich und vor allem eine Geschichte der alexandrinischen Patriarchen, die ein koptischer Bischof im zehnten Jahrhundert in arabischer Sprache verfaßt hatte. In der Auswahl der von ihm edierten Werke hatte er, so sind wir heute geneigt zu sagen, nicht immer eine glückliche Hand: manche waren späte Kompilationen, ein anderes nur ein Auszug aus einem vollständigeren Text, die Patriarchengeschichte auf unzureichender Handschriftengrundlage in Angriff genommen. Aber man muß sich die Umstände vergegenwärtigen, unter denen er arbeitete: Handschriften ließen sich noch nicht filmen; man mußte sie in der jeweiligen Bibliothek an Ort und Stelle abschreiben, und selbst wenn sie von auswärts ausgeliehen werden konnten, blieb die Kollation mehrerer Textzeugen weiterhin schwierig. Man beschränkte sich ohnehin auf die europäischen Sammlungen; die Bedeutung der Bestände im Orient selber, in Istanbul, in Kairo, in Teheran usw. war noch nicht erkannt. So ist es verständlich, daß Seybold mehr und mehr sich mit jenen Handschriften befaßte, die ihm in der Tübinger Universitätsbibliothek selber zur Verfügung standen. Die Sammlung war für damalige Verhältnisse nicht unbedeutend; man hatte sie größtenteils im Jahre 1864 aus dem Besitz des Orientalisten Johann Gottfried Wetzstein erworben, der | 1848–1862 preußischer Konsul in Damaskus gewesen war. Seybold hat diese Handschriften in einem sorgfältigen Katalog beschrieben. Zwei von ihnen aber hat er auch herausgegeben: eine Liebesgeschichte aus dem Umkreis von 1001 Nacht und einen theologischen Traktat, der bis heute eine der wichtigsten Quellen für die Glaubenswelt der Drusen geblieben ist, jener vor allem im Libanon, aber auch in Syrien und in Israel ansässigen gnostischen Sekte, die an die Wiederkehr eines ägyptischen Kalifen aus der Zeit um das Jahr 1000 glaubt.

Beide Bücher erschienen im Jahre 1902. Von dem letzteren wurde anlässlich der „Einladung zur Akademischen Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg“ Kenntnis gegeben – bis zum Libanesischen Bürgerkrieg wohl das erste und einzige Mal, daß die Drusen in Deutschland einem größeren Leserpublikum vorgestellt worden sind.¹ Mit „Sul und

1 Wohlbemerkt: in Deutschland. In Frankreich gab es schon seit 1838 Sylvestre de Sacys groß angelegtes, aber unvollendet gebliebenes „Exposé de la religion des Druzes“.

Schumul“ aber, der Liebesgeschichte aus dem Umkreis von 1001 Nacht, verband Seybold privatere Erinnerungen. Die Edition widmete er „dem Andenken Seiner Majestät des hochsinnigen Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien, der einst in den reizenden Schlössern von Rio de Janeiro, Petropolis und Tijuca, wie in Cannes, Vichy und Baden sich an den Geschichten der 1001 Nacht ergötzte und eine Übersetzung derselben aus dem arabischen Urtext ins Portugiesische begonnen“, die Übersetzung dagegen seiner, Seybolds, Frau, „welche nun schon mehrere Jahre durch einer tückischen Krankheit Dämon dem trauten Familienkreise ferngehalten ist, mit dem innigen Wunsche voller Genesung und baldiger froher Heimkehr“. Die Ehe war früh von Sorgen überschattet worden: Schwindsucht war damals noch nicht heilbar; auch im Falle von Berta Seybold konnte man nur versuchen, in Davos auf irgendeinem Zauberberg das Verhängnis hinauszuzögern. Sie ist zwei Jahre später gestorben; die Hoffnung, der Seybold in seiner Widmung Ausdruck gegeben hatte, war nicht in Erfüllung gegangen.

Er hat dann ein Jahr darauf, 1905, noch einmal geheiratet, nun die Tochter eines Oberamtspflegers aus Cannstatt, Marie Lauxmann. Diese zweite Ehe blieb kinderlos; er selber stand damals schon in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre. Viel Zeit ist auch ihm selber nicht vergönnt geblieben; bereits im Alter von 62 Jahren ist er nach längerer Krankheit im Jahre 1921 gestorben. Es ist darum nicht leicht, seine Lebensarbeit zu würdigen. Man wird annehmen können, daß manches unvollendet liegenblieb; ein Philologe oder ein Historiker kommt später zur Reife als etwa ein Mathematiker. Auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft wird die Krankheit seiner Frau ihn an der Entfaltung gehindert haben. Später zerriß der Erste Weltkrieg alle Kontakte zum Ausland. Aber auch das muß man sehen: die Fähigkeit zur Synthese war Seybold versagt. Schon seiner Mutter war, als sie noch einen | Theologen in ihm erhoffte, aufgefallen, daß er nicht predigen, „d' Leut net trösta“ könne. Er war ein fleißiger Arbeiter; aber ihm fehlte die leichte Hand. Er war ungemein belesen und kenntnisreich; aber er scheute die kühnen Perspektiven und den großen Wurf. Nur allzu genau sah er die Gefahren, die im Angehen weitgespannter Pläne sich verbargen; einem um knapp ein Jahrzehnt jüngeren Fachgenossen attestierte er, bei etwas widerwilliger Anerkennung seiner „kolossalen, über die weitesten Gebiete hinstürmenden Arbeitskraft“, ein „Fehlen der altberühmten deutschen Gründlichkeit und Treue bis ins Minimalste“, und er nahm in Zukunft dann häufig Gelegenheit, die Eile und Nachlässigkeit dieses „Carlo Fapresto“, wie er ihn einmal nannte, zu tadeln. Aber dieser ist dann doch der Nachwelt als der Bedeutendere im Gedächtnis geblieben, und sicherlich nicht nur deshalb, weil er zwei Jahrzehnte mehr Zeit hatte, sich zu entfalten. Seybold beeindruckte durch gediegene Nüchternheit und Schlichtheit; die Genauigkeit des Details

war ihm jeden Aufwand wert. Im Ausland blieb er zeit seines Lebens sehr geschätzt. Er publizierte auf Spanisch, Französisch, Italienisch und Englisch. 1906 erhielt er den Rang eines Offiziers der französischen *Palme Académiques*, was ungefähr dem heutigen deutschen Bundesverdienstkreuz entspricht, 1911 wurde er *Laureat* und korrespondierendes Mitglied der *Société Archéologique de France*; ebenso wie die *Real Academia* in Madrid ehrte ihn auch das *Instituto Histórico e Geographico Brasileiro*. Sein Haus sah zahlreiche Besucher aus aller Welt; Aurel Stein korrespondierte ebenso mit ihm wie Sven Hedin. In Tübingen achtete man ihn als verlässlichen Kollegen und besorgten Lehrer. Die Familie bewahrte den Eindruck menschlicher Güte und Bescheidenheit. Nie verließ ihn der Glanz jener ungewöhnlichen Zeit, die er fünf Jahre lang in Petropolis erlebt hatte und die mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs endgültig Vergangenheit wurde. Aber dieser Glanz blieb doch für seine schwäbische Umwelt nur Anekdote. In seiner merkwürdig gespaltenen Biographie spiegelte sich auch die Situation eines Fachs, jener Orientalistik, die zwar wie kaum eine andere Disziplin dazu in der Lage ist, die Axiome europäischen Denkens und Wertens in Frage zu stellen, aber dennoch in Deutschland nie völlig aus ihrem Schatten-dasein entlassen worden ist.

Werke (Auswahl): Ibn al-Anbārī's *Asrār al-ʿArabīya*. Leiden 1886. – Ġalāl ad-dīn as-Sujūṭī's *Al-Šamārīḥ fī ʿilm al-taʿrīḥ*. Leiden 1894. – Sujūṭī's *al-Munā fī l-Kunā*; in: *ZDMG* 49/1895/231 ff. – Ibn al-Aṭīr's *Kunya-Wörterbuch* betitelt *Kitāb al-Muraṣṣaʿ*, hrsg. von C.F. Seybold. Weimar 1896 (*Semitistische Studien*, Bd. 10–11). – *Glossarium Latinum-Arabicum ex unico qui exstat codice Leidensi undecimo saeculo in Hispania conscripto*, ed. C.F. Seybold. Weimar 1900 (*Semitistische Studien* 15–17). – Die Drusenschrift *Kitāb al-Nuqaṭ wal-dawāʿir*. Kirchhain 1902. – *Geschichte von Sul und Schumul*, unbekannte Erzählung aus Tausend und einer Nacht. | Leipzig 1902. – Severus ibn al-Muqaffaʿ: *Historia Patriarcharum Alexandrinorum*, Bd. 1–2. Louvain 1904 und 1910. – *Verzeichnis der arabischen Handschriften der Königlichen Universitätsbibliothek Tübingen*. Tübingen 1907. – *Fleischers Briefe an Hassler aus den Jahren 1823–1870*, hrsg. C.F. Seybold. Tübingen 1914. – Ibn Ḥazm al-Andalusī, ʿAlī b. Aḥmad: *Naṭṭ al-ʿarūs*. Trad. por Luis Seco de Lucena. *Texto árabe* por C.F. Seybold. Valencia 1974.

432

Literatur: Nachruf von Heinrich Sayler in: *Luginsländer Blätter* 15. 3. 1921. – Nachruf von Paul Volz in: *Württembergischer Nekrolog für 1920 und 1921* (Stuttgart 1928), s. 157–165. – *Eigene Mitteilungen* in: *Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande* 7–8 / 1888–1889 / 161–163. – Nachruf von Richard Hartmann in: *Der Islam* (Hamburg) 12 / 1921 / 202–206. – Friedrich Sommer,

Sprachlehrer am kaiserlichen Hofe von Petropolis, in: *Mitteilungen, Institut für Auslandsbeziehungen* (Stuttgart) 8 / 1958 / 29–53, vor allem s. 49 ff. – Rudi Paret in: *Schwäbisches Tagblatt* vom 3. 1. 1959. – Walter Riethmüller, Kaiserfreund und Korankenner. Zum Gedenken an den Orientalisten Christian Friedrich Seybold (1859–1921) aus Waiblingen, in: *Remstal* 26 / 1970 / 64–68. – Johann Fück, *Die arabischen Studien in Europa*. Leipzig 1955, s. 12 f. und s. 245. – Helmut Gätje, *Lehre und Forschung in den vorderorientalischen Sprachen an der Universität Tübingen*, in: *Attempo* 8 / 1961 / 20–26.